

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 1

Artikel: Vater Klaus : eines von daheim [Schluss folgt]
Autor: Reinhart, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

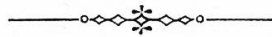
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wortete nämlich mit Lichtsignalen — die Musik des nahen Orchesters, der Widerschein des den Geber tragenden Akkumulatorenbootes „Germania“, der anderen beleuchteten Schiffe und der Ausstellungslichter auf dem regengepeitschten Wasserspiegel, ringsum die nebelumhangenen Waldeshöhen ein unvergeßliches Stimmungsbild, und der eigenartige Zauber, einen Lichtstrahl sprechen zu hören, vervollständigte den Reiz des Abends. Das Kriegsministerium soll sich für die neue Erfindung interessieren und 50,000 Mark für die Lösung der Aufgabe, über 15 Kilometer zu lichttelephonieren, ausgesetzt haben. Der von uns Fachleuten nicht mehr anzuzweifelnde Erfolg soll dann zur Einführung des Systems in Heer und Marine führen, da beide bereits mit Scheinwerfern ausgerüstet sind und die Einrichtung der fehlenden Empfänger im Vergleiche zu den kostspieligen Apparaten der Funkentelegraphie spottbillig wäre. Hierzu kommen die großen Vorzüge vor dieser, daß hundertmal schnellere Verständigung, sofortige Antwort und Geheimhaltung des Gespräches für Fremde selbstverständlich ist; diese Vorzüge wiegen den Nachteil, daß die Krümmung der Erdoberfläche der Ausdehnung des Wirkungskreises noch auf größere Entfernungen als 200 bis 300 Kilometer ein Ziel setzt, mindestens auf. Von der Einführung in die Heeresverwaltung zur Verwendung für viele Zwecke des täglichen Lebens ist aber nur ein kurzer Schritt, und ohne Übertreibung läßt sich heute voraussagen, daß die Technik der Menschheit ein neues und eigenartiges Verkehrsmittel übergeben habe.



Vater Klaus.

Eines von daheim.

Von J. Reinhart, Schönenwerd.

Der junge Doktor Reinert mußte auch wieder einmal heim. Nach Schönwyla hatte ihm der Vater schreiben lassen, ob er seine Heimat ganz vergessen habe und seinen alten Vater. Ob es ihn nicht wunder nehme, was noch lebe und ob es bald Zeit zu erben.

So war er am Sonntag morgen in den Zug gestiegen und in einer Stunde war er schon in der Hauptstadt. Da hatte er nicht lange sich veräußert; er wußte wohl, der Vater wartete daheim mit Schmerzen.

Er trat den Heimweg an, dem Walde zu, hinter dem sich das Heimatälchen versteckte, wie ein unscheinbares, scheues Maitli. Er hatte es immer noch lieb, das unscheinbare Dertlein dort hinten im Walde. Als er jetzt auf dem Stadtweglein zum Wald heraustrat, war es ihm, als sähe er in ein offenes Bilderbuch. Seine glückliche Jugendzeit breitete sich vor ihm aus. Dort am Waldrande hinter den Bäumen das Schindelhaus, dort am Hügel an der Sonnenseite die Felder, wo er einst zu Acker getrieben mit dem Bruder, der jetzt schon lange fort war, und nichts mehr geschrieben hatte, seit er im

Unfrieden von Hause fort war. Dort oben der Wald, wo sie von den hohen Kottannen die Tannzapfen geschüttelt und auf den Weisstannen die Nester ausgenommen. Dahinter, wie ein Wächter der Berg, der jetzt noch ernst und fahl herunterschaute auf das Land herab, als wenn er horchte, ob der Frühling sich noch nicht bald zeigen wolle da unten mit grünen Wiesen, gelben Hügeln und Buchfinkengesang. Der Berg, wo sie einst am Frühlingssonntag Waldhörner geschnitten und leere Bienenkörbe ausgelegt und Fluhblüemli geholt.

Früher war er immer gerne wieder heimgekommen, da hatte ihn niemand mahnen müssen. Da war die Mutter noch da. Aber seither, da sie gestorben, war es anders geworden; sie hatte immer Sorge gehabt, daß die harten Grinde sich nicht zu nahe kamen. Wie zwei starrköpfige Stiere hatte sie die Beiden, Vater und Bruder, nebeneinander geführt bis zum Tode. Dann war es nicht mehr gegangen. Sie verstanden sich nicht. Der eine wollte hüst, der andere hott; so war das Fuhrwerk aus dem Geleise gekommen. Im Unfrieden war der Bub fort, über das große Wasser.

Nun ging er die Hofstatt hinauf, wo schon die Stare in den Kästchen sich angesiedelt hatten.

Jetzt kam der Alte den Hausgang hervor. Auf der Schwelle war er im Begriffe, die Hand über die Augen, nach dem Stadtweglein auszuschaun, da stand schon der Sohn vor ihm.

„Hat's endlich gelangt?“ und der Doktor streckte ihm die Hand entgegen; da fühlte er, wie diese zitterte. Der Vater hatte keinen guten Tag; er gistelte und häßelte. Die Henne, die er übergetan, sei bald kalt. Er war wieder einmal einzig mit einem Knecht. Mit den Mägden kam er nicht mehr aus. Das sei ein Leben! er kaufe jetzt dann lieber ein Örgeli und ziehe im Land herum, als so zu leben. Ein Hund hätte es besser. Alles selber machen, zuerst auf und zuletzt zur Ruh'. Das war ein Seufzen und Wehmütigtun, wie bei einem magern Manneli, dem der Weibel jede Woche einmal zwischen Tag und Nacht vor der Türe steht.

Es sei gut, daß es rasch hintenabe gehe mit ihm und er bald bei der Kirche liegen könne. — Dem Sohne schmeckte heute das Essen nicht an Vaters Tisch, so daß ihm der Bissen im Halse stecken bleiben wollte; er hatte bald genug und legte Gabel und Messer weg. „Es ist niemand, der euch plagen will,“ sagte er zum Vater, „es ist überall ein Kreuz!“

Der Sohn konnte es dem Vater nicht übel nehmen. Er hatte wieder eine böse Zeit, die Magd war fort. Der Knecht war die letzten Tage auch nicht mehr wie sonst, dubelte und machte den Kolder. Der Vater hatte überall sein müssen, im Stall, in der Scheune, in der Käferei und in der Küche. Da war er häßig und sein sonst wenig beredter Mund lief über von Klagen, von Selbstvorwürfen, daß er nicht schon früher abgehängt und jetzt in seinen alten Tagen noch den Narren mache und niemand sage ihm: Dank dir Gott. Jetzt erst sah der Sohn so recht, wie der Vater alt geworden, als

der, Messer und Gabel abgelegt, da saß, wo er früher immer gegessen, den Kopf in beide Hände gestützt und in den Teller hineinstarrte, nur ab und zu durch ein schweres „He, he,“ von seiner anhaltenden Niedergeschlagenheit Kunde gebend.

Der Doktor hatte die Zeitung vor sich; aber seine Augen forschten von der Seite nach dem Gesicht des Vaters. Wie nun der alte so da saß, die magern, abgearbeiteten Arme aus dem farbigen Werktagshemd heraussstreckend, hatte der Doktor ein Mitleiden. Nein, das ist kein Leben mehr, so darf's nicht mehr sein; es ist Zeit, rief er aus, stand vom Tische auf und stellte sich vor den Vater, der erstaunt aufschaute. „Vater, ihr kommt zu mir!“ Der Vater schaute ihn an, wie einen, der etwas ganz Unglaubliches gesagt hat. Dann senkte er den Kopf wieder. Es war der letzte Kampf des bis vor wenigen Stunden tätigen und leitenden Bauers mit dem gebrochenen, sich in sein Unvermögen ergebenden Greises. Tränen rannen über die Wange und die Hand. Der Vater hätte sich vor wenigen Jahren noch geschämt, vor seinem Sohne zu weinen. Er hatte ihn nie weinen sehen, aber dieses Wort: „Das ist kein Leben mehr,“ dieses Zugeständnis, daß es so war, das war doch schmerzlich für ihn. Der Sohn bemerkte, wie er kämpfte, wie das Leid hinauswollte, wie er es hinunterschluckte; die dünnen, farblosen Lippen zuckten, wie es vor einem Gewitter blitzt im grauen Gewölk; dann sank der Kopf auf die Arme hinunter, und wie er dann schluchzte, daß der ganze Leib bebte, fühlte der Sohn eine Liebe, ein Mitleiden zu dem Vater, der ihm in seiner Strenge so manch hartes Wort gegeben. Er war doch ein Held, der so lange ausgehalten hatte, bis er fast kraftlos zusammengesunken.

Das war noch ein schwerer Kampf gewesen, bis er sich endlich aufrichtete: „Er habe auch schon daran gedacht, aber ob es ihm recht sei, dem Sohne, habe er nicht gewußt, darum auch immer geschwiegen.“ „Aber das Höfli“, fuhr er weiter, „das kann man halt nicht mitnehmen. Und jetzt einen Lehmann suchen! Ein Jahr muß ich halt doch noch aushalten! Und das ist lang; wer weiß, wer dann noch da ist?“

„Der Bif“, fuhr jetzt der Doktor auf einmal auf, wie einer, der die Lösung einer schwierigen Aufgabe gefunden.

„Der Bif, was habt ihr gesagt, ist er nicht um den Weg?“

„Er macht den Kopf! Wär' kein übler; ein freiner Tschumpel,“ sagte der Vater; er habe halt ein wenig gerueßet, fuhr er fort, es sei doch auch wahr; man wäre ja so weit zufrieden gewesen, aber wenn der Geiß zu wohl, scharre sie. Aber wie das zugegangen zwischen dem Bif und dem Maitli, der Magd, er habe es nicht verantworten wollen! Nachgelaufen seien sie einander, ärger als die Katzen im Hornung. Und er sei imstande gewesen, vom Feld nach Hause zu laufen, „habe den Tabak oder die Pfeife vergessen,“ hieß es oder die Haue sei lugg; aber bei ihm war's nur die Langedzeit nach dem Mägdli, was ihn heimtrieb. Am Abend sei es eine ewige Lirerei gewesen; sie kamen

nicht voneinander, als ob sie mit Harz aneinander hielten. Und so sei er einmal dreingefahren, wie der Vogel in die Hühner; sie seien frei erchlüpft. So könne es nicht mehr gehen, es sei vor Gott und der Welt nicht recht; er wolle dann nicht Götti sein, habe er gesagt, er sei gut dafür; eines müsse fort, ob er oder es; aber anders tue er es nicht mehr. Da habe sie punkt gekündet. Sie wolle nicht im Wege sein, aber mit dem Götti sein: das hätte sie nicht gedacht von ihm und das daure sie, daß er so von ihnen denke. He nu, man wisse doch, woran man sei mit den Leuten... Er wäre sonst kein Ungattlicher gewesen und kein Usöd, der am Sonntag meint, es werde nicht Montag, wenn er nicht seine Molchtere voll hinuntergeschüttet. Nein, er hat zu seinen Bagen Sorge und hätte sich für einen Zweier durch die Ohren stechen lassen. Ja wahrli!“ —

„Vater, wißt ihr was? Gebt den Leutlein das Höflein zu Lehen, sie werden dazu schauen. Und wenn sie aneinander hangen, so ist denf nichts nebenaus. Einen Gottslohn könnt ihr auch verdienen damit.“

Ihm sei es gleich, sagte der Vater, wenn er nur fortkomme. Man könne ihm ja rufen. Als der Bif den Sohn des Meisters sah, war es ihm nicht recht. Verlegen strich er das Haar mit der Hand aus der Stirne. Er schämte sich frei, so vorzutreten.

Während nun der Doktor alles erzählte, wie der Vater alt und mürbe sei und zu ihm kommen wolle, wie ihm die Ruhe zu gönnen sei, ging der Vater weg und holte ein Glas, und als er kam und Bif einschenkte und ihm deutete, Gesundheit zu machen, schüttelte der Bif den Kopf. Bif konnte sich fast nicht schicken und wollte es gar nicht glauben und sagte immer: „Es gebe halt doch noch Leute, an denen der Herrgott seine Freude haben könne; er habe es immer gesagt. Aber dann preßierte er; er müsse gehen, wenn er noch vor dem Füttern zurück sein wolle. Das Maitli werde Augen machen.“

Es war ein fast freudiges Scheiden, als am Abend der Doktor Reinert seinem Vater die Hand gab; nur war dieser ein wenig unzufrieden; er wollte, er könnte gerade mit ihm gehen. Er solle Geduld haben, in vier, fünf Wochen sei alles möglich, tröstete ihn der Sohn und ging frohen Sinnes den Weg hinab.

Schönwyla, wo der junge Doktor Reinert jetzt wirkt und wohnt, ist versteckt in einem Seitentälchen der Aare, als ob es sich geflüchtet vor den rauen Ostwinden, die manchmal von der Staffelegg hereinfegen. Und die grünen Hügel mit den dunklen Tannen schließen das freundliche Bild ein, das die rötlichen Ziegeldächer hinter den weißen Birn- und Kirschbäumen bieten. Und die ernsten, dunkeln Tannen schauen von dort oben herab wie die Wachmannschaft; so fest und starr stehen sie da, als wollten sie sagen: „Da stehen wir und da hüten wir den Schönwylern ihre frühen Kirschen und ihre Rebberge vor Hagel und kalten Winden.“

„So, Vater,“ sagte der junge Doktor zum alten Reinert Klaus, „da seid ihr jetzt daheim, und da müßt ihr's schön haben, da im Garten könnt ihr spazieren und da auf dem Bänklein vor dem Haus könnt ihr ruhen.“

„Und der Götli, der wird euch Freude machen, wenn ihr ihn sehet, wie er einer geworden ist.“

Und dort stand des Doktors junge Frau mit dem Bublein auf dem Arm auf der Straße und schaute, die Hand über der Stirne, nach dem Manne aus, der jetzt im Fuhrwerk mit seinem Vater das Dorf herauffuhr. Dem Großvater tat es wohl bis ins Herz hinein, als die Frau seines Sohnes ihm die Hand bot und mit einem freundlichen Lächeln sagte: „Gottwilche bi-n-is, Großvater; ihr habt lang gemacht. Luegg Seppli, der Großvater, gib ihm schön das Händli!“ Und es tat ihm wohl, als das Bublein ihn mit heitern Augen anblickte und die Händlein gegen ihn ausstreckte.

Wie der Einsame, nach langen, dunkeln Wolkentagen die wiederkehrende Sonne grüßt, und sein Herz aufgeht zur neuen Lebensfreude, so fühlte der Großvater die Freundlichkeit und Güte, die ihn hier umgaben. Er fühlte, daß es ihm wohl wurde in diesem glücklichen Hause. Warum, konnte er nicht sagen; es war ihm, wie einem müden Wanderer, der endlich nach langem, mühevollen Marsche ein Plätzchen findet, wo er ausruft: „Hier bin ich, hier möchte ich bleiben!“

Und als dann der Vater allein war in seinem Stübchen, das zu seiner Freude und Bequemlichkeit war hergerichtet worden, und als er alles beschaute, und es war so traulich und so heiter, und als er hinausah auf den Garten, wo die Bienen summten von einem blühenden Apfelbäumchen zum andern, da kam eine Träne um die andere über seine Wange. Er war glücklich, daß er einen solchen Sohn hatte.

Und dann begann das neue Leben im Doktorhause! Das war ein Anschauen und Bewundern die ersten Tage! Wie ein Knabe sein neues Bilderbuch durchblättert von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, so lernte der Vater seinen Ruhesitz kennen, zuerst im Hause, die bequeme Einrichtung, davon hatte er keine Ahnung gehabt zu Hause, dann der Garten! Die Zwergbirnbäumchen, die um das Haus wie kleine Soldaten in Reihen wohl ausgerichtet dastanden, mit fruchtbeladenen Zweigen, das junge Gemüse, das in üppiger Fülle aus dem fetten Boden hervorsproßte.

Anfänglich, in den ersten Tagen war es ein Betrachten und Bewundern! Die Zeit ging hin wie bei der Arbeit. Als er das Haus und den Garten kannte, wie ein Kind sein Bilderbuch, da ging's zum Gartentürchen hinaus auf die Straße. Die Dorfstraße hinauf, hinab, links und rechts die Seitengäßchen, dann über die Felder, zuerst wagte er nicht recht, links und rechts zu schauen, es war ihm, er spüre die Blicke der Leute oder hörte, wie sie zu einander sagten: „Was ist das für einer?“ Er kehrte bald wieder zurück von seinen weitem Spaziergängen. Er mußte aus frühern Tagen, was er bei sich gedacht oder im Unmute selber gesagt, wenn einer mit dem Spazierstöcklein im Sonnenschein vorbeispazierte: „Dem Herrgott den Tag abstehlen, ist das eine Art?“ — Nun war er auch so einer, und wenn sie auf den Kartoffeläckern stehen blieben,

sich auf den Hauenstiel stützten, mißmutig den Gruß erwiderten oder ihm nachriefen: „Spaziere?, jetzt ist's schön z'spaziere,“ so wurde es ihm allemal heiß in seinem Heiligtagsittel, den er jetzt am Werktag trug. Wie ein Dieb kam er sich vor und auf Umwegen ging er heimwärts. Aber was nun? Ruhen? O . . . — Nun da er nichts Neues mehr fand, betrachtete er das Doktorhaus und seinen Garten schon mit andern Augen. Da wuchs noch zuviel Gras zwischen dem weißen Ries der Gartenwege herauf! Und die Bäumchen! Da gab es schon noch Arbeit! Dieses Moos und diese Flechten schadeten doch dem jungen Holze! Und das Gemüse mußte auch wieder trocken haben. Und da die Rebe; da waren ja viele Zweige nicht aufgebunden! Die Blumenbeete waren mit Steinen eingefaßt: aber da war auch wieder viel zu ändern. Er hatte jetzt Augen bekommen für vieles, das er früher gar nicht beachtet. Wohl, der Reinert Klaus würde Augen gemacht haben, wenn ihm vor paar Jahren einer gekommen wäre und hätte gesagt: „Klaus, die Blumenbeete im Garten sind nicht in Ordnung, oder die Rosenbäumchen sind nicht aufgebunden!“ Da war anderes zu tun! „Das ist Gvätterliarbeit!“ hätte er ihm gesagt. „Fuhrwerfen, hacken, eggen, sähen, mähen, aufladen, das ist gearbeitet!“

Aber jetzt war das anders. Immer auf der Bank sitzen, nein, konnte er nicht. Er schämte sich vor sich selber. Das Spätaufstehen war auch nicht am Platz. Er mußte früher aus den Federn. Er fühlte es, die Beine wurden schon alle Tage schwerer, als ob er Bleigewichte nachschleppte, je später er herauskam.

Da ging er hinter die Zwergbäumchen, am Morgen früh, wenn viele noch schliefen. Wie er nun mit dem Krakerli so emsig an den Stämmchen herum säuberte und jedes Ästlein glattbürstete, als ob es gälte, für eine Soldateninspektion Staat zu machen, da hörte er eines Morgens die Magd, o, er hatte noch gute Ohren: der Alte sei ein alter Götti und ein wunderlicher Schlusi; sie sehe es schon, es werde jetzt alle Tage besser, man vergönne einem noch das bißchen Schlaf.

So war es ja nicht gemeint! Und es dauerte den alten Mann, daß man ihm seine Güte so auslegte. Aber etwas sagen, nein, das nicht; er war denn doch noch immer der Reinert Klaus. Als er einmal so versteckt an seinen Bäumen herumgrupperte, kam der Doktor heraus. Lachend schaute ihm der Vater entgegen; er dachte: „Boß, der wird Augen machen, wenn die Bäumchen so aussehen, so glatt wie gewichst!“ Aber der Doktor kam mit einem Lächeln: „Was der Vater da mache?“ „Das ist eine Frage!“ dachte der Alte und blickte auf, als ob er ihm ein beleidigendes Wort zugerufen hätte. „O hückt euch doch den Rücken nicht frumm, Vater, der Gärtner macht das schon!“

So? Hatte er also kein anderes Wort dafür, daß er in manchen Stunden die Stämmchen gereinigt bis in jedes Zweiglein hinaus, daß auch kein Flecklein mehr zu sehen war, daß die Rinde glänzte, wie mit Seife gewaschen. „Ich wollte mich doch nicht noch so abmühen, Vater,“ suchte der Sohn jetzt

sein leicht hingeworfenes Wort zu verbessern, als er des Vaters Verstimmung bemerkte.

Was sollte er denn machen? Ruhen! Ja dieses Wort hatte er jetzt schon bald genug gehört!

(Schluß folgt.)

Von der Krönungsfeier in London.

Nachdem lange Zeit eine auffällige Häufung von Zufällen wenig erfreulicher Art wie ein düsteres Verhängnis über der geplanten englischen Krönungsfeier geschwebt hatte, ist sie nun doch am 9. August unter großem Pomp und begeisterter Teilnahme des englischen Volkes in London glücklich vor sich gegangen. In den Straßenzügen, die der Krönungszug passierte, drängten sich schon früh morgens ungeheure Menschenmassen, während viele Tausende von bevorzugten Zuschauern auf den zahlreichen Tribünen oder an den Fenstern der angrenzenden Häuser Platz gefunden hatten. Die ehrwürdige Westminster-Abtei erglänzte in festlicher Farbenfülle. Längs des Schiffes des Gotteshauses, in dem Grenadiere Spalier bildeten, waren alle Sitze von Offizieren des Heeres, der Marine und hohen Beamten besetzt. Um 10 Uhr trafen die ersten der fürstlichen Gäste in der Westminster-Abtei ein, eine halbe Stunde später fuhren die Mitglieder des englischen Königshauses und die diesen verwandten Prinzen und Prinzessinnen in acht Landauern vor. Hierauf folgten der Prinz und die Prinzessin von Wales. Bald nach elf Uhr nahmen dann die höchsten Würdenträger ihre Plätze in der Nähe des Trones ein; der Herzog von Devonshire trug die Krone, der Marquis of Londonderry das Schwert. Dann traten die Majestäten, nacheinander, in die Kirche ein. Die Königin, deren Schleppe von acht Pagen getragen wurde, nahm auf ihrem Trone Platz. Sie wurde von den Schülern von Westminster mit dem Rufe „Vivat Regina Alexandra!“ begrüßt. Alsdann kündigte Musik die Ankunft des Königs an, der von der Versammlung, die sich erhob, mit dem Rufe: „Vivat Rex Eduardus!“ begrüßt wurde. Der König trug das Krönungsornat und war begleitet von Edelleuten, welche die Abzeichen der Königswürde trugen, und anderen Würdenträgern. Der König schritt auf den im Vordergrund des Trones befindlichen, für ihn bestimmten Sitz zu, verbeugte sich vor der Königin und kniete zum Gebet nieder. Hierauf fand die Zeremonie der Recognition unter wiederholten stürmischen Zurufen und dem Schmettern der Fanfaren statt. Alsdann folgte die Kommunion. Der König hörte die Verlesung des Evangeliums stehend an, gab während der heiligen Handlung seine Antworten mit fester Stimme und vollzog alsdann die Unterzeichnung des Eides. Die Zeremonie war kurz nach 1 Uhr beendet. Nach Schluß des Gottesdienstes fiel ein leichter Regenschauer, der jedoch nach einigen Minuten wieder aufhörte. Der König und die Königin verließen um 2 Uhr die Abtei und wurden draußen von der Volksmenge wiederum mit begeisterten Zurufen begrüßt.

Wie ein längst verschollenes Stück Mittelalter muten den modernen Menschen die Zeremonien an, die von alters her bis auf den heutigen Tag bei der Krönung der englischen Herrscher befolgt werden. Nicht der Akt der Krönung, sondern die Zeremonie der Salbung des englischen Königs bildet den Höhepunkt der Feierlichkeit. Denn in dem Momente, wo der König das heilige Salböl empfängt, soll er mit dem Geiste Gottes erfüllt werden. Dies Zeremoniell der Salbung ist uralte und ebenso die Gegenstände, die bei derselben benutzt werden. So stammt das Gefäß, das das heilige Del enthält, die sogenannte „Ampulla“, aus den Tagen König Eduards III., der im Jahre 1327 den englischen Königstron bestieg. Die Ampulla ist ein Gefäß, das die Form eines Adlers zeigt. Das Del, das es enthält, wird angeblich nach einem biblischen Recepte aus den